

Redaktion, Administration u. Druckerei:
Kollowratung, Fischergasse Nr. 12.
Defizitfreie Briefe werden nicht angenommen und
Mauschritte in keinem Falle zurückgeschickt.

Ankündigungsbureau:
Stadt, Wallzeile 20, Inserenten nach Preis-Liste
übernehmen: Witzack, Ann.-Exp. in Prag; Jos. A.
Kleinrich, Zeitung u. Ann.-Exp. in Graz; B. Blocher,
B. Edelstein, J. D. Fischer, A. V. Goldberger, J. Leopold,
Ann.-Exp. in Budapest; im Ausland: John P.
Jones & Co. in Paris, 11 bis, Rue de Valenciennes; Mont-
martre, Acteurs House in Brüssel; Rod. Moore in
Berlin; München, Leipzig; G. L. Dahn,
S. Co. in Frankfurt a. M.; Berlin, Köln,
Leipzig; Haasenstein & Vogler in Hamburg;
Kerlin, Frankfurt a. M.; H. H. Ann.-Exp.
Ankündigungsbureau in Wien; in Chemnitz:
Heinrich Eiler, Ann.-Exp. in Hamburg; Orell
Fischer & Co. in Zürich; und in Veronesi für
Deutschland, Frankreich, England, Italien etc. Saar-
brücken News Exchange, Mainz.

Abonnement für Wien:
Im Hauptverlage, Wallzeile 20; Ganzjährig K. 4.50
monatlich K. 3.80; Mit täglicher Zustellung im
Haus: Vierteljährig K. 12.00, monatlich K. 4.00.
Für den Ausland: Morgenblatt 22 H., Abendblatt 6 H.
Einselne: Morgenblatt allein 20 Pf.,
Abendblatt 10 Pf.

Neue Freie Presse.

Morgenblatt.

Abonnement für das Inland:
Das Blatt, einmal, wöchentlich; Ganzj. K. 24, halb
K. 12, viertelj. K. 11. Mit täglicher Zustellung im
Haus: Ganzj. K. 24, halb K. 12, viertelj. K. 11.

Abonnement für das Ausland:
Vierteljährig.
Belgien (Gross-Verand.) Deutschland und
Sachsen K. 20, für alle übrigen Staaten des Weltpost-
vereins K. 22. D. D. den Postämtern in Deutsch-
land II. K. 20, Schweiz, 22 Fr. 25 Cts. Belgien
18 Fr. 50 Cts., Italien 14 L., Rumänien 15 Fr.
20 Cts., Serbien 12 Fr. 75 Cts., Dänemark 10 Kr.
20 Cts., Norwegen 10 Kroner, Griechenland 10 Kr.
Europa: Türkei 18 Fr. 25 Cts., Dänemark 11 L. 10 Cts.
Asien: Persien 20 Fr. 25 Cts., Japan 20 Fr. 25 Cts.
Bei den Agenturen in Italien K. 20, in
in Mailand, Florenz und Rom, London & Co. in Rom
25 Fr. 25 Cts.; Frankreich: Sarbacher News
Exchange, Paris, 21, Rue Montmartre, Agents Havas
in Paris, 29 Fr. 50 Cts.; England: A. Siegle, 20 Lime-
Street, London, 20 Fr. 25 Cts.; Österreich, 24
Landsberg für die engl. Kolonien mit Postzuschlag
Nordamerika: 15 Fr. 25 Cts., 20 Fr. 25 Cts., 25 Fr.
S. Steiner, 462 Broadway in New York, 6 Doll. 40 Cts. in
Gold. Verleger für Deutschland, Frankreich, England,
Italien etc.: Sarbacher News Exchange, Mainz.

Für die Anzeigen, Ausleger oder Verleger
bestimmte Beträge leisten wir keine Garantie.

Die ungarische Radikals- und Parteikrise.

(Telegramm der „Neuen Freien Presse“.)

Graf Stephan Keglevich über die Situation.
Budapest, 2. Februar.

Die jüngsten Wahlen brachten der liberalen Partei neben vielen herben Verlusten auch einen Gewinn. Nach langer Pause erscheint Graf Keglevich, der ehemalige Intendant der beiden subventionierten Theater, wieder als Mitglied in der Volksvertretung. Ein origineller Mensch, ein Mann, der den Mut besitzt, seine eigenen Wege, wenn es nötig ist, ganz allein zu gehen. Durch seine Reden im Hause der Magnaten und in der Delegation lenkte er häufig die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Ihr Korrespondent richtete an den Grafen Stephan Keglevich die Aufforderung, sich über die politische Situation auszusprechen, und er hatte die Freundlichkeit, dieses Ersuchen mit nachfolgender Zutritt zu erfüllen:

„Ich danke für die ehrende Aufforderung, mich über die politische Lage zu äußern.
Ich erregte mit Freunden die mir gebotene Gelegenheit, meine Ansichten über gestern und morgen, das heißt über die beiden bevorstehenden Wahlen und über die nächste Gestaltung der politischen Krise mitzuteilen. In der öffentlichen Meinung herrscht heute ein Unverständnis der Parteien Verfassung, Unklarheit, Verwirrung. In wenigen Stunden werden sich aber schon Meinungen bilden, Aspirationen entwickeln und Tendenzen extremer Richtung ergeben; schon sind solche Stimmen laut geworden, welche geeignet sind, die öffentliche Meinung in ersten Stadium des Gärungsprozesses auf Ferne zu leiten, und da kann ein offenes bejammertes Wort nicht schaden, vielleicht nützen.“

Erstens: Welche Gründe haben zusammengewirkt, um jene Partei zu stützen, welche unter verschiedenen Benennungen seit 44 Jahren die Mehrheit repräsentiert hat?

Zweitens: Was bedeuten die Ergebnisse dieser Wahlen?

Auf die erste Frage umfassend zu antworten, würde mich zu weit führen. Ich muß aber doch alle jene bedenklichen Symptome, welche, sich jetzt vermehrend, im Laufe der letzten Jahrzehnte im Leben des Parlamentarismus höchst beunruhigende Zukunftssprossen anzeigen, in möglichster Kürze andeuten, weil dieser Krankheitszustand einen hohen Grad erreichten mußte, damit das geschähen konnte, was jetzt geschieht. Ich habe schon vor 40 Jahren gesagt, der Parlamentarismus sei eine schwer verdauliche Kost und wir hätten einen zu schlechten Magen für dieselbe. Nur ein Land war im Stande, den Genuß dieser wohlschmeckenden Kost zu vertragen, nämlich England, wo der Parlamentarismus nicht eingeführt, nicht dekretiert, nicht nachgeschickt wurde, sondern aus dem Boden des Landes gewachsen ist, sich allmählich von selbst entwickelt und wo das Volk die

Grundprinzipien desselben aus dem Boden gesaugt, in sich selbst vorgefunden hat und daher mit demselben nie in Widerspruch geraten konnte. In allen kontinentalen Ländern blieb der Parlamentarismus unverändert und führte über kurz oder lang, aber mit absoluter Sicherheit, gefährliche Krankheitszustände herbei. Das öffentliche Gefühl wurde immer mehr in den Hintergrund gedrängt. Es entstand ein wildes Jagen nach der Macht, das Verdienst hörte auf, ein Rechtstitel zu sein, die Protection breitete sich allmählich aus. Die Minoritäten wurden hier und da mißhandelt und griffen auf das Faustrecht zurück, welchem gegenüber dann natürlich ebenfalls Gewalt angewendet werden mußte.

Wenn diese Zustände in allen kontinentalen Staaten Platz gegriffen haben, konnten sie auch bei uns nicht ausbleiben. Seit Jahren ist die Arbeit unserer Legislative zum überwiegenden Teile nicht dem Volkswohl gewidmet, sondern dem Parteinteresse und den Interessen Einzelner. Gesetzesvor schläge, welche zahllose Millionen Ausgaben verursachen, wurden in wenigen Stunden erledigt, solche, die eine bedeutende Vermehrung des nationalen Einkommens hervorzubringen berufen waren, jahrelang beiseite gelassen. Dagegen wurde über geringfügige Fragen monatelang gestritten — bis endlich diese Mühseligkeit ihren Kulminationspunkt in der Obstruktion erreichte, das heißt in der Einführung des Faustrechtes in die Legislative. Einesseits verächtete die Minorität fortwährend ihre Vorgesetzten, geliebten König gegenüber, der unzulänglichst berechtigt sei, seine Ratgeber zu wählen, dann wurde aber der eine und der andere Ratgeber des Königs konsequent angeeignet, insuliert und endlich gefürzt, da die an Parlamentarismus leidende Majorität nicht die Energie hatte, ihren Willen zur Geltung zu bringen. Es ist ja so weit gekommen, daß Graf Stephan Tisza, wenn ich nicht irre, der vierte Ministerpräsident ist, dem gegenüber das Minoritätswort erschallt: „Wir bewilligen Indemnität, Budget und Restante jedem Ministerpräsidenten, nur d. diesem nicht!“ Wo bleibt da das Recht des Königs, seine Ratgeber zu wählen?

Eine andere Art der Ausübung der Minoritätsgewalt ist, Verhandlungen und Beschlußfassungen zu verhindern. Wie sehr dies gelungen ist, braucht nicht erörtert zu werden. Bei diesem Stande des Funktionierens der parlamentarischen Maschine war es natürlich, daß allmählich jede gegenwärtige Arbeit aufhörte, die Männer der Regierung kaum Zeit hatten, zu arbeiten, sondern nutzlose Debatten anzuhören, sich gegen absurde Insulten wehren und aus Selbsterhaltungstrieb mehr als notwendig für ihre Popularität sorgen mußten. Hiedurch wurde das Gleichgewicht der individuellen Werte gestört. So öfter und je brutaler einer die Minister insultierte, desto beliebter war er als Redner oder desto gefährlicher. Immerhin erreichte er seine Zwecke; wer nicht groß war, wurde kaum gehört.

Dann kam ein Regime, welches vom ersten Moment bis zum letzten sich mit seinen Gegnern stets zu ver-

gleichem trachtete, der Opposition als Partei in allem nachgab, um die eigene Partei auf dem schiefen Lande sich nicht kümmern. Die Folge war die Deskomposition der Majoritätspartei im Lande, teilweise auch im Reichstage, andererseits die in der Legislative immer mehr einwirkende Präpotenz und Gewalttätigkeit der Minoritäten und einzelnen Personen, die Herabsetzung und Diskreditierung jeder Autorität, die Auflösung jedweder Disziplin. Das sind die Zustände, welche eintreten mußten, damit das geschähen könne, was noch vor acht Tagen niemand für möglich gehalten hätte, was die Opposition für unmöglich erklärt hatte. Die Regierung wird natürlich immer eine Majorität erlangen,“ schreiben und sagen die Herren von der Opposition. Nun denn, das Unmögliche“ ist geschähen.

Erhebend wirkt, wie sich seither die Begriffe und Anschauungen geändert haben:

Wo der Wähler hier es: Das Volk hat nicht zu urteilen über den Reichsbruch der Regierung! Schon darum nicht, weil ja das Volk in seiner Güte gar nicht wahlberechtigt ist, von 20 Millionen nur 900.000!

Nach den Wahlen heißt es: Das Volk hat gerichtet! Und zwar das ganze Volk; oder wenigstens das Ungarisch sprechende Volk; nur einige slavische Bezirke sind — auch diese gezwungen — dem Bergewaltiger des Rechts treu geblieben!

Nach dieser kleinen Abschweifung kehre ich zum Thema zurück. Auf Grund der oben entwickelten, seit Jahren gebildeten, ja vorbereiteten Disposition fand die gute Meinung von der Majoritätspartei und ihren Mitglie derten immer mehr, und ihre ethischen Grundgesetze verschwammen, vernachlässigt, im Nebel. Die öffentliche Meinung hatte sich daran gewöhnt, fortwährend von Panama, von Venedig zu hören; die Abfertigung von Obergeplänen, die Insulten gegen die Minister erzielten jedes Selbstbewußtsein und steigerten bei allen Staatsbeamten das Gefühl der Unfähigkeit und Befrähligkeit. Es wurde populär, sozjaligen Mode, zur Opposition zu gehören.

Dazu kam das Kotetieren mit der Popularität in mancher Beziehung, so in Bezug auf die freie Abstimmung der Wähler. Seit Jahren wird ihnen erklärt, daß sie stimmen können, wie ihnen beliebt. Kein Wunder, wenn sie ins andere Extrem übergingen. In alten Zeiten wurde ihnen befohlen, für wen sie zu stimmen hätten. Jetzt wird ihnen fortwährend gesagt: „Ein Beamter, der ein selbständiger Charaktervoller Mann ist, stimmt mit der Opposition, nur Charakterlose Menschen, Söldner, stimmen mit der Regierung.“ Und es ist gelungen, ihnen diese Anschauung zu suggerieren, und sie haben nicht mehr verschämt, geräuschlos mit der Opposition stimmend, sondern mit Stolz, mit Getöse, forporativ! Wahrscheinlich, eine merkwürdige Vermischung der Begriffe! Eine Nation schließt Frieden mit ihrem König,

Fenilleton.

Neue Orchester- und Liedmusik.

„Seltam“ ist das Lieblingswort Maeterlincks. Seltam hat jedenfalls auch Schönböckers symphonische Dichtung nach Maeterlincks Drama „Pelleas und Melifande“ gewidmet, deren Bekanntheit das zweite Orchesterkonzert der Vereinigung schaffender Tonkünstler vermittelt hat. Man lächelte, war auch ein wenig entrüstet und kotetierete mit den Ausgängen. Wie bequem nun die Rolle der Kritik! Sie hätte die Majorität für sich, wenn sie mitläßeln, sich nicht entwürden oder nicht lächeln wollte. Aber so leicht dürfen und wollen wir es uns nicht machen, hat es sich doch auch der junge Komponist nicht leicht gemacht. Die Ehrlichkeit, die Überzeugungstreue, die aus seinem Werke sprechen, erheben Anspruch auf ernste Würdigung. Von Arnold Schönberg ist zuerst ein Streichquartett (nach einem Dehmelchen Gedichte) in Wien bekannt geworden. Gerichtet bei der ersten Aufführung durch das Quartett Hofe, wurde das Werk gerettet im Tonkünstlerverein und widerpruchlos gewidmet bei einer Wiederholung durch Hofe. Diesem Geizt lag kein anderes Formprinzip, keine andere musikalische Technik zu Grunde, als jetzt der symphonischen Dichtung „Pelleas und Melifande“. Der Fortschritt — denn für einen solchen halten wir das Prinzip hier wie dort — ist jetzt nur für großes Orchester instrumentiert und dauert leider drei Viertelstunden.

Nicht zufällig dürfte Schönberg an Maeterlinck geraten sein. Für den belgischen Symbolisten ist Stimmung Selbstzweck. Man erinnert sich an die Traumbildung von „Pelleas und Melifande“. An die kleine Melifande, die der alternde Prinz Golaud an einem Brunnen im Walde gefunden hat, in den sie weinend ihre Krone fallen ließ. An die düstere Burg Golauds, in deren Kellergeviß der Tod lauert aus geheimnisvollen Abgründen. An die jungen Pelleas, den Stiefbruder Golauds, dem sich die heikle Seele Melifandes triebtorig zuwendet. Die beiden weinen im Dunkeln, jucken nachs in einen verlorenen Ring in einer sonderbaren Grotte am

Meeresstrand; und Pelleas küßt Melifandes langherabflutendes Goldhaar, das sie nachts am Kurmfenster lämmt. Und sie sterben beide; Pelleas vom eifersüchtigen Bruder erschlagen, Melifande hinführend, ein armes kleines Weibchen, geheimnisvoll wie wir alle“. Hier ist keine Handlung, hier gibt es nur Stimmungen, Stimmungen rätselvollen Ahnens, melancholischen Sehns, dumpfer Angst, auf der Lauer liegender Geheimnisse, Stimmungen schledner. Nichts als solche Stimmungen will offenbar auch Schönberg geben in seiner symphonischen Dichtung. Und so hören wir fast eine Stunde hindurch Musik, die ohne greifbare Gliederung und Entwicklung bloß aus merkwürdigen Akkordverbindungen, kurzen Schilderungen, hier und da wie verträumt auftauchenden Melismen besteht. Dieser Stimmungsinpressionismus ist die letzte Lösung der musikalischen Moderne. Sie steht dort, wo vor einigen Jahren die literarische Moderne gestanden ist, und auch ihr ist das Heil aus Frankreich gekommen. Bereits einmal haben wir in diesen Blättern der Richtung, Klangfarben und harmonische Werte sind für Debussy die wesentlichsten Faktoren der Musik, Stimmungselemente vom selbständigen Bedeutung und Schönheit; Musik ist ihm; nur eine Kombination schöner Klänge“. Was verbißt sich hinter diesem Debussismus? Die Entthronung des melodisch gestaltenden Elements zu Gunsten des harmonischen. Nun stürzt die Tonkunst ganz ins Gestaltlose, Dimmende, Nebelhafte. In einem viel eigentlicheren Sinne als ehemals von einer „unendlichen Melodie“, dieser sehr endlichen, edsten und schönsten bei Wagner, kann man jetzt von einer „unendlichen Harmonie“ sprechen. Der Musiker reagiert auf Gehörseize wie auf das innere Singen, indem er „Klänge“ bildet. Seine Leiter wird zur Aulosphäre, in der jeder Stimmungswindhauch Akkorde weht, allerdings auch recht unbellend. Das ist das Ende der Musik: „alle Sterne fallen hinab“, sagt die todesstarre Melifande.

Claude Debussy war es auch, der vor Schönberg „Pelleas und Melifande“ in Musik gesetzt hat. Allerdings in dramatischer Form, und die merkwürdige Oper hat den Erfolg des Ungewöhnlichen und Seltsamen gefunden in

Paris. Hier verband sich wenigstens das gelungene Wort — wenn Debussys phantastierende Behandlung der Eingestimmten Gesang genannt werden kann — mit den nachstunwunderlichen, traumhaft phantastischen Klängen des Orchesters, und das heilige Bild trat hinzu. Ausschließ lich mit den Kräften des Orchesters will Schönberg die Stimmungen des Dramas einfangen. Das Prinzip erfordert vor allem eine phantastische Harmonik. Schönberg bleibt sie nicht schuldig, sucht und findet manchen neuen Pfad durch das Gefühls- und Akkordalteration. Maeterlinck meint einmal: „Es ist nicht ausgemacht, daß die Kranktheiten nicht die verschiedenen und aufwendigsten Gedichte des Fleisches sind.“ So scheint es für unseren jungen Komponisten nicht ausgemacht zu sein, ob die Dissonanzen nicht als die verschiedenen und aufwendigsten Schönheiten der Musik zu gelten haben. Nie arbeitet Schönberg mit dem Gemeinplatz in Colorit oder Harmonik; wiederholt tauchen edle Akzente, erlebte Ausdrucksgebarden auf. Aber im ganzen malt uns ein schwerer, dichter Musiknebel entgegen aus dieser symphonischen Dichtung. Hoffen wir, daß die Begabung des Komponisten zu Licht und Luft zurückfindet.

Weit weniger amüßiglerisch berührt eine neue Orchesterphantasie von Alexander Seltam. Seltam ist eine starke Hoffnung des musikalischen Jung-Wien. Uns scheinen seine Ansätze, von Brahms geeignet, bedeutender, als die sich jetzt anschleudende Entwicklung. Die ersten Lieder, dann ein sehr bemerkenswertes Quartett, möchte man Bemühens (späteren Harmonisations- und Orchesterarrangements) vorgehen, auch seiner Märchenoper „Es war einmal“, dem ersten, lauter schallenden Erfolg des Komponisten. Ein „Es war einmal“ bringt auch seine neue Arbeit, aber ein symphonisches. Ein Märchen von Andersen, „Die kleine Seejungfrau“, ist hier mit musikalischen Illustrationen versehen. St. Saens, Dvořak, Rimsky-Korsakov haben ihre Sagen und Märchen ähnlich erzählt, aber vielleicht teils mit mehr melodischer Substanz, teils mit mehr Spirit. Die Komposition ist in drei nicht eben kontrastierende Teile gegliedert; kein Fingerzeig hinsichtlich des programatischen Inhaltes orientiert den Hörer, Moderne

hät ihre administrative und legislative Tätigkeit auf der Basis eines vereinbarten und beschworenen Grundgesetzes, und die Staatsbeamten stimmen gegen dieses Gesetz! Von einem anderen Gesichtspunkte: Ein parlamentarischer Ministerium stellt tausende von Beamten an und arbeitet mit ihnen zum öffentlichen Wohl nach besten Kräften; und diese Beamten dürfen mit ihrem Votum dazu beitragen, daß die Partei gelüftet werde und mit ihr der Minister, der die Angestellten beschäftigt, gelüftet hat! Wahrscheinlich, diese Prävention allein zeigt schon, daß man bei uns auch nicht den bloßen Begriff von der Existenz des Parlamentarismus befreit.

Ich gehe zur zweiten Frage über. Die seit 44 Jahren maßgebende Partei ist in der Minorität geblieben. Daß dies mit dem 1867er Ausgleich in keinem Zusammenhange steht, wird wohl kaum bestritten werden. Auch Czergellz Wlajassics äußerte sich hierüber kürzlich in Ihrem Blatte folgendermaßen: „Für mich ist es zweifellos, daß nicht in der Erklärung oder Bezeichnung der 1867er Grundzüge der Exponent des Kampfes war.“ Ganz richtig! Wäre die Frage so gestellt worden, so wäre das Resultat ein anderes gewesen. Wer weiß, ob wir es nicht vielleicht bald erleben, daß auch über diese Frage im Wahlkampfe abgestimmt wird.

Nun sagt Czergellz Wlajassics weiter: „Der Exponent war die Frage der Gewalt.“ Nun denn, mit den Worten Dr. Czergellz bin ich einverstanden, jedoch haben dieselben für mich einen anderen Sinn.

Die Frage war ausführlicher, aber deutlich formuliert: „Die Minorität verhindert durch Gewalt die Majorität an der Erfüllung ihrer Pflicht, als da ist, über die im Auftrage des gekrönten Königs durch die von ihm aus der Majorität gewählten Minister eingereichten Vorlagen zu beraten und rechtzeitig Beschluß zu fassen. Willst du es, Volk, daß diese Gewalt fortbesteht, oder billigt du es nicht, in welchem Falle wird die Gewalt durch Gewalt unterdrückt werden?“

Leider wurde diese Frage von Seiten der Regierung und der liberalen Partei gar nicht oder nur unklar formuliert, so daß die Wähler von derselben wenig erfahren und noch weniger verstanden; hingegen verstanden es die sogenannten vereinigten Oppositionsparteien, die Frage in das kurze, wirksame, aber unwahre Lösungswort zu treiben: „Unsere Verfassung ist in Gefahr, Tisza will sie zerstören.“ Und dieses Lösungswort wirkte, und die Nation stimmte mit: „Ja, wir billigen den Fortbestand der Minoritätsgewalt.“ In Wahrheit aber meinten sie: Wir verteidigen die Konstitution!

Das ist also die Bedeutung des Wahlergebnisses und weiter nichts. Die Wähler waren über das wahre Substrat des Kampfes nicht gehörig unterrichtet, waren durch die oppositionellen Kandidaten irregeführt und zu dem begangenen Schritt verleitet. Es ist leicht möglich, daß in sehr kurzer Zeit, sagen wir in fünf oder zehn Jahren, Ungarns Wähler ein entgegengesetztes Verdict fällen werden. Leider wird aber dadurch der moralische und materielle Schaden, der dem Lande aus dieser Wahl erwächst, nie mehr gut gemacht werden können.

Und da muß ich rund heraus sagen, daß alle jene größeren und kleineren Fragen, Interessen, Prinzipien und so weiter, welche das Substrat dieser Krise bilden, durch welche dieselben gefördert oder gefährdet werden können, für das Land, seinen Bestand, seinen Zuwachs an Reichthum, an Macht und Kultur lange nicht die Wichtigkeit besitzen wie jene Frage, welche Graf Tisza aus übertriebener Eitelkeit dem Lande vorgelegt hat und welche in anderen Worten als Forderung hinhört, lautet: Wir müssen ein arbeitsfähiges Parlament haben!

Das ist die Lebensfrage; nicht aber Portepes der Gondarnen, nicht die ungarische Kommandosprache und

nicht das selbständige Zollgebiet. Wenn der jetzige parlamentarische Gewaltzustand fortbauert, werden wir nicht nur die Vera des Aufschlusses ungenügend verkommen, an deren Schwelle wir stehen, sondern nur noch mehr als bisher mit unseren mangelhaften Einrichtungen fortvegetieren, den Volkswohlstand sukzessive zum Sinken bringen, und werden außerdem, eine Großmacht im Konzert der Völker zu spielen. Ein Staat, der nie sicher sein kann, ob er nach drei Monaten Steuern und Rekruten hat, wird für Freund und Feind eine Quantität negligeable, hört auf, ein gefürchteter Begier und ein gefürchteter Bundesgenosse zu sein, und wird auf dem Gebiete seiner Handelspolitik hundertfach Strafe zahlen für seine auf dem Gebiete der inneren Politik begangenen Sünden.

Aus dem hier Gesagten läßt sich der Lebensfaden für meine Anschauungen über das Ziel, oder sagen wir über die einschlagende Richtung der nächsten Zeit leicht herausfinden; das ist: Arbeitsfähigkeit des Parlaments sichern.

Selbstverständlich nicht für mich, nicht für uns, nicht für die liberale Partei, sondern für jede Majorität. Die sogenannte liberale Partei ist zur Minorität geworden. Diese Aufgabe muß bona fide hingenommen werden. Wir bleiben liberal, einzeln sowie als Partei. Wir werden vielleicht einmal unsere Bezeichnung ändern und auf die staatsrechtliche Basis unserer Anschauungen ein größeres Gewicht legen, zur alten Bezeichnung Deat-Partei zurückkehren. Ich meinerseits habe die Bezeichnung „liberale Partei“ schon beim Entstehen derselben widerwärtig gefunden und werde das Zurückgreifen auf die erste Benennung als eine vollkommen zureichende mit Freude begrüßen. Jedenfalls werden wir fortbestehen; und wir werden nicht fusionieren, weder jetzt noch später. Ob wir „Opposition“ sein werden? Das weiß ich nicht. Ich meinerseits hoffe, daß wir jedem von dem König ernannten Ministerpräsidenten gegenüber eine zuwartende Stellung einnehmen werden, ohne ihn eine prinzipielle Opposition anzufügen; was er dann vorzählt, werden wir, fällt es in den Rahmen unserer Prinzipien, votieren; wenn nicht — nicht. Wir werden gegen kein Gesetz stimmen, nur aus dem Grunde, weil er es vorteg, wir werden keine Obstruktion machen, aber wir werden nur einem solchen Ministerpräsidenten Gerechtigkeit leisten, der den 1867er Ausgleich voll und ganz anrecht hält, den wahren Liberalismus auf allen Gebieten zur Geltung bringt und die Arbeitsfähigkeit des Parlaments schon in seinem eigenen Interesse jagt. Der Mann des Augenblicks ist selbstverständlich Graf Julius Andrássy.

Er wird die Kabinettsbildung ohne Majorität, aber mit gebundener Majorität antreten. Seine Gesetzesvorlagen werden einmal durch die Stojitsch-Partei und einige Fraktionen, ein andermal durch die liberale Partei, die Döbentiden und die Volkspartei votiert werden. Ist ein systematisches Regieren unter solchen Verhältnissen möglich? Auf die Dauer gewiß nicht. Handel und Industrie würden dieses Experimentieren teuer bezahlen.

Sollte sich die Stojitsch-Partei herbeilassen, das Beispiel Koloman Tiszas zu befolgen und auf das, was sie momentan für unrettbar erkennen muß, zeitweilig zu verzichten, richtiger die Forderungen fallen zu lassen, besonders da sie ja ganz gut weiß, daß schließlich Ungarn einige Jahrzehnte noch ganz gut ohne die sofortige Erfüllung jener Aspirationen leben, sogar an Reichthum und Macht verlieren kann? Sie hätte das nicht für unumgänglich. Ja, es wäre eine patriotische Tat. Wahrscheinlich ist es allerdings nicht.

Aum Schluß noch einige Worte über die Frage, welcher ich in obigem die größte Wichtigkeit beilegt habe: Herstellung der Arbeitsfähigkeit des Parlaments, das heißt mit anderen Worten: Abänderung der

Geschäftsordnung des Abgeordnetenhauses. Ich mir jetzt nicht zürnen: Cicero pro domo; daher rate, bitte, fordere, das betrifft nicht das eigene Interesse, sondern das unbedingte Interesse des Landes. Brechen wir doch einmal mit den leeren Schlagworten und haben wir doch endlich einmal den Mut, uns selbst die Wahrheit zu sagen und die Konsequenzen derselben anzuwenden, ob dies populär klingt oder nicht.

„Redefreiheit!“ Das kann doch nicht so viel bedeuten, daß jeder Deputierte sprechen darf, wann er will, wie lange er will und über was er will. Tut er dies, so beschränkt er die Freiheit anderer, während doch die Grundbedingung der Freiheit darin besteht, daß wir niemandes Freiheit beschränken dürfen. Lassen wir also das Schlagwort „Redefreiheit“ fallen und kehren wir auf ursprünglicher Bezeichnung „Recht der freien Meinungsäußerung“ zurück. Dann werden wir leicht solche Verfügungen finden, welche dieses Recht vollkommen wahren und doch jeden Mißbrauch oder jede Beschränkung der Freiheit und Pflichtenverfüllung anderer verhindern.

Frantz Deaf wollte im Jahre 1848 die Cloture einführen und sagte: „Ich kenne meine Landesleute, für sie ist die Cloture notwendig.“ Er hatte vollkommen Recht, setzte jedoch leider seine Ansicht nicht durch. Was damals notwendig war, ist es heute ebenso, und wenn Länder wie Amerika und Italien strenge Maßregeln einführen, um die Arbeitsfähigkeit ihres Parlaments zu sichern und dem Mißbrauche einzelner vorzubeugen, so brauchen wir eher noch strenger, denn wir sind unbedingt weniger vorbereitet für die schrankenlose Freiheit als jene Nationen. Ebenso ist es ein lazes Spiel mit Worten, wenn stets von Rechtsbruch, Verfassungsbruch und Gewalt gesprochen wird. Die Geschäftsordnung des Abgeordnetenhauses hat mit dem Recht der Verfassung und dem Gesetze absolut nichts zu tun. Das Gesetz ist für jeden Staatsbürger verpflichtend, die Geschäftsordnung nur für das Haus, und diese kann daher von den jeweiligen Mitgliedern dieses Hauses in jedem beliebigen Augenblick suspendiert oder geändert werden.

Wir fürchten uns stets vor der unpopulären Anwendung von strengen Satzungen und deren Sprachanktione. Ich meinerseits würde gerne den strengsten Satzungen mich unterwerfen und dadurch den Beweis zu liefern trachten, daß wir für die Freiheit reich sind, daß wir uns zu beherrigen verleben, Anderer Rechte respektieren und jenen gegenüber kategorisch auftreten, die zum Schaden des Staates und seiner Bürger gewaltthätig vorgehen. Czergellz Dr. Wlajassics schrieb am 29. Januar in diesem Blatte: „Die ungarische Volkseele duldet keine parlamentarische Gewalt.“ Werzihen Sie Czergellz, das ist eine leere Behauptung, und das gerade Gegenteil scheint mir wahr. Die ungarische Volkseele läßt Gewalt seit 900 Jahren und parlamentarische Gewalt seit dem Ministerium Pausy; und sie hat Gewalt selbst bei mindestens 60 Deputiertenwahlen des Jahres 1905. Nachdem die Gewalt gelüht hat, nennt sie die Repression, durch welche der Staat das Leben und die Freiheit seiner Bürger verteidigt: „Gewalt“. Beschönigen wir doch nicht immer unsere eigenen Fehler, das Eingeständnis derselben ist der erste und schwerste Schritt zum Ablegen derselben.

Die Berufung des Grafen Andrássy.

Ministerpräsident Graf Tisza stattete heute vormittags, 11 Uhr, dem Grafen Julius Andrássy in dessen Palais einen Besuch ab und überbrachte demselben die offizielle Mitteilung von seiner Berufung zum Kaiser. Die Audienz des Grafen Andrássy ist wie verlautet, morgen auf 1 Uhr nachmittags angesetzt. Diese Zusammenkunft des Ministerpräsidenten mit dem von ihm vorgezählten Nachfolger ist ja bekanntlich die erste Begegnung

Orchesterkomponisten verlangen ein wohlgerichtetes Publikum, das die Märsche der Kinder bei der Erwachungen im Kopfe haben muß. Der tiefe, drumme Bass am Anfang, der uns schon auf den Grund des Rheines geführt hat, soll uns jetzt wohl auf den Grund des Meeres vertiefen. Hier, in des Meergründes Schoß, scheint sich das keine Seepflanzchen nach der Menschenwelt zu sehnen. Ihr Hauptmotiv ist nicht so tief wie das Meer. Sturm im Orchester. Was bedeutet die Bewegung? Weiter jetzt das Meerkräulen in der Gesturme ihren Menschenprinzen oder sind wir bei der Weechere, von der sich die Seefrauen inmitten allerlet Ungemütlichkeit ein Paar niedlicher Menschenlein angauben läßt, statt des Fischschwanges? Jedenfalls tanzt sie bei Hof, anmuthig schwebend, wie sonst keine Tänzerin der Welt, im zweiten Theile der Orchesterphantasie. Er ist der hübschste von allen mit seiner garten, vornehmen Ballettmusik. Im dritten Theile stürzt sich das arme Wassermädchen, verlassen von ihrem ungetreuen Prinzen, wieder in die heimliche Flut, um Schaum zu werden auf dem Wasser. Schaum auf dem Wasser — das ist im gewissen Sinne auch die artige Musik Zemlinskys, die weniger durch Empfindung und Erfindung seht, als durch den Wohlklang der instrumentalen Schilderung.

Reben der symphonischen Orchestermusik ist das Lieb die Domäne unserer jungen Komponisten, und bereits wird auch die Bräute geschlagen, die beide Gattungen verbinden soll im „Liebe mit Orchester“. Neue Gesänge mit Klavierbegleitung spenden freigeig zwei Lieberabende der Vereinigung schaffender Tonkünstler. Dem ersten haben wir bereits einen leichten Seufzer nachgedenkt, und keinen Freudensuf entlockt uns nun der zweite. Er führte eine neue Serie, frische fünf Lieberkompositionen vor — man lese aber nicht: fünf frische Lieberkompositionen. Redt wohl, greifenhaft berührt der weichschmelzliche Kammer dieser jungen Musiker schon in der Wahl der Gebiete. Nichts ist beliebt bei ihnen; aber die dazu gehörige Musik offenbar wenig von den Lehren der gaya scienza. Fast alle diese Lieber zeigten als gemeinames Merkmal ein unruhig hin- und hergehendes Regitieren in gewissen Intervallen, ein wüßes Modulieren in der Begleitung. Bezeichnend, daß

ein Lieb von Robert Gound („Schlagende Herzen“) allein schon des fröhlichen Tones und der lebhaftesten Rhythmik wegen förmlich befreit wirkte. Dabei verateten alle diese Kompositionen, Oskar Rose, Erich B. Wolff und nicht zuletzt Carl Weigl, Talent oder zumindest erste musikalische Bildung; und Robert Gound hat ja schon vorher manche hübsche, geradwegwagene Musik zu Stande gebracht. Singt es wirklich nicht natürlicher, bezücker aus dem Innern dieser Musiker heraus, komponieren sie bloß im Danne der „Richtung“ so oder weil sie müssen? Das letzte wäre besonders zu bedauern. Noch ein sechster Komposition kam an diesem Abend zu Worte; wir können ihn aber nicht zu den jungen Sezessionisten rechnen. Er ist vielmehr ein recht alter, einer der frühesten Abwandlungen — und das war vielleicht das Mißgeschick des Künstlers. Wobert v. Goldschmidt hat — man denke von seinen übrigen Sachen, wie man wolle — sehr beachtenswerte, oft durch eine erquickliche Natürlichkeit ausgezeichnete Lieber geschrieben. In seinem „Totenbenden“ finden wir ein kleines Grimmiges Proklamieren in Musik gesetzt, das Märlein vom toten Kinde, das im Grabe nicht schlafen kann in seinem weihen, von den Tränen der Mutter benetzten Totenbenden. Der erzählende Ton ist gut getroffen, die ruhende Stimmung mit fästlichen Mitteln festgehalten. Eignen sich Profaterte zur musikalischen Behandlung? Eine oft, auch von Gound, St. Saens, Ferdinand Hiller, erörterte Frage. In der Dper hatte man zuletzt einen Profatert in Chaperentiers gefühlvol „Louié“. Immerhin scheint es zulässiger, einen dichterischen Profatert der musikalischen Wert zu unterwerfen, als nach jüngerer Sitte gebundene poetische Rede in Musikprosa aufzulösen.

Die Lieberkompositionen unserer Tage haben sich nicht zu beklagen. Ein neues Lieberzeit nicht wömmöglich ein Endebedarikel nach sich, vier Lieberzeit einen selbständigen Lieberabend, ein ganzer Lieberabend die Gründung eines Vereines. Theodor Streicher er hat es schon so seinen Artikeln wie zu seinem Lieberabend gebracht. Nicht ohne Grund; hier ist eine kräftige Begabung vorhanden, wenn auch gerade keine vielseitige oder originale. Der Komponist erfreut sich eines Namens von gutem Klang; er ist der Arentel Andreas Streicher. Wenn er in der Geschichte seiner

Familie blüht, treten ihm die Gestalten Schillers und Beethoven entgegen. Der „Theodor Streicher-Abend“ des Anjorgeverines bot erwünschten Anlaß, einige Dutzend Lieber des Komponisten durchzuführen, darunter gleich dreißig Gesänge aus „Des Anobens Wunderhorn“. Streicher teilt demnach mit Wähler die Vorliebe für diese alte deutsche Volkslyrik; er stößt in daselbe Wunderhorn. Wir bemerken schwerer Einfachheit, dabei geringerer Kraft, gestaltet Streicher diese Lieberzeit; und er scheint ganz besonders angezogen zu sein durch die spröden, sprunghaften, mit einem großen Humor erfüllten, in denen wir kaum mehr mit Heine den Duft der deutschen Vinden zu riechen vermögen, vielmehr knorrige Eichen phantastische Abend-schatten werfen sehen. Von dem Molluskenhaften des modernen delamatorischen Liebes ist wenig zu merken bei Streicher. Selten läßt er es an einem kernigen rhythmischen Gerüche fehlen; in Werz und Melodie legt sich mit herben Intervallen, hartknöchig, die melodische Frage. Alles ist wie in einer berben Holzstimmmanier angefaßt. Keine „anzug Lieber für eine „Stimmmanie“ lassen bei Letzen von Heine, Heibel, Dehmel, Nietzsche ein zarteres, tiefer differenzierteres lyrisches Aussehen vermissen. Allzu einseitig in denselben Ausdruckskreis gebannt, scheint Streicher ein eng begrenztes Talent. Jedenfalls aber ein Wiener Komponist, der abseits steht von der Dpertraße; man muß ihn im Auge behalten.

Gustav Mahler streicht in seinen Wunderhorns-Liebern die Fiedel wieder als Streicher, läßt phantastischer auf der Querflöte, rührt gleichgültiger die Trommel. Ubrigens ist ja gleich ein ganzes Orchester zu hören bei seinen Liebern. Das „Lieb mit Orchester“ ist keine neue Gattung; schon Berlioz hat sie gepflegt. Wie sollte sie nicht in unseren Tagen in Schwung kommen, da sich das Orchester in alle Anlegenheiten der Musik mengt? Dem stillen Bezirke der Hausmusik entrückt, überdes auf Seiten-platze gedrängt durch das wachsende Liebergewicht der Begleitung, ist das moderne Lieb reich geworden für einen Bund, der seine ganze Seele zu erdrücken droht. Allerdings kann sich, wie so oft, auch hier eine glückliche Praxis tücker erweisen als alles, was uns die Schlichtheit an Bedenken zuguramen hat. Es wird auf den Charakter der dichterischen Lyrik ankommen, nicht zuletzt auf den rechten

bisher beiden Staatsmänner nach der zwischen ihnen ausgetragenen Fehde. Man nimmt an, daß Graf Tisza den Grafen Andráffy genau darüber informiert habe, was er den Monarchen über die politische Situation und deren nächste Erfordernisse berichtet, und daß er den Grafen Andráffy als denjenigen bezeichnet habe, der zunächst dazu berufen sei, aktiv zur Entwirrung der Situation einzugreifen. Einige Stunden nach dem Besuche des Ministerpräsidenten ist Graf Julius Andráffy um 5 Uhr 25 Minuten nachmittags nach Wien abgereist.

Graf Andráffy hat in den letzten Tagen mit verschiedenen politischen Persönlichkeiten, insbesondere mit seinen Gefinnungsgenossen, aber auch mit den führenden Politikern der Opposition, nämlich mit Franz Kossuth, ganz unverdächtig Fühlung genommen, jedenfalls, um sich über die in den Kreisen der Opposition vorherrschenden Auffassungen genau zu informieren. Es ist dagegen bisher nichts davon bekannt geworden, daß Graf Andráffy auch mit Politikern der liberalen Partei in Kontakt getreten sei, was er jedenfalls aus Gründen der Deklaration unterlassen hat, da ihm dies vor der Audienz beim Kaiser nicht opportun erschienen ist. Einzig und allein auf diese Tatsachen dürften die falschen Gerüchte zurückzuführen sein, die hier in den Kreisen der Opposition verbreitet waren. Von Abmachungen mit der Opposition kann um so weniger die Rede sein, als das politische Vernehmen des Grafen Andráffy jede andere Basis als die Entwirrung der Situation auf der 1867er Grundlage ausschließt.

Nach dem Besuche des Ministerpräsidenten bei dem Grafen Julius Andráffy wurde um 1 Uhr mittags ein kurzer Ministerakt abgehalten. Zweck desselben war die formelle Ausfertigung des schriftlichen Demissionsgesuches der Regierung, welches von sämtlichen Mitgliedern derselben unterzeichnet wurde. Graf Tisza, welcher gleichfalls mit dem Nachmittagszuge nach Wien gereist ist, nahm das Demissionsgesuch mit sich, um es dem Kaiser zu unterbreiten.

In allen politischen Parteien ist man von der Ueberzeugung durchdrungen, daß Graf Andráffy die Mission, eventuell den Auftrag übernehmen werde, sich zunächst mit sämtlichen Parteien ins Einvernehmen zu setzen, die Bildung einer Majorität und eines Ministeriums anzustreben, und falls dies von Erfolg begleitet werde, darüber den Monarchen Bericht zu erstatten. Es kann nicht verschwiegen werden, daß ebenso in politischen Kreisen wie in den breiten Schichten der Bevölkerung schon seit Tagen ein Gerücht verbreitet ist, wonach Graf Andráffy nach dem ersten erfolglosen Versuch seine Mission zurücklegen und den Rat erteilen werde, den gleichen Auftrag einem anderen Staatsmann, entweder Herrn v. Szell oder dem Präsidenten des Verwaltungsgerichtshofes Dr. Alexander Wexler zu übertragen. Dieses Gerücht wird hier lediglich zu dem Behufe bezeichnet, um ein vollständig getreues Bild der Situation außerhalb der Regierung und außerhalb der Parteien zu bieten. Es muß jedoch hinzugefügt werden, daß kein einziger fahbarer und beachtenswerter Umstand hervorgetreten ist, der diesem Gerüchte Anspruch auf Wahrscheinlichkeit verleihen würde. In diesem Augenblicke kennt man noch gar nicht den Umfang der Mission, welche der Monarch dem Grafen Julius Andráffy zu erteilen gedenkt, und noch weniger die Grundlage, auf welcher diese Mission zur Ausführung gelangen kann.

Graf Tisza und die liberale Partei.

Zur Klub der liberalen Partei gestaltete sich heute abends die politische Diskussion viel lebhafter als in den vorausgegangenen Tagen. Eine Zeitlang beteiligte sich auch Graf Tisza an diesen Debatten und entwickelte

genau denselben Standpunkt, den er schon vorgestern eingenommen hat. Er bezeugte es als die erste patriotische Pflicht aller Parteien, insbesondere aber der liberalen Partei, das Werk der Regierung durch nichts zu stören und die Bildung der neuen Regierung nach Kräften zu fördern. Die liberale Partei könne und dürfe, auch wenn sie nicht Regierungspartei ist, nicht die Absicht haben, an der nächsten Entwicklung mit der Tendenz mitzuwirken, jede nicht aus ihrer Mitte hervorgegangene Regierung zu stürzen, sondern sie müsse auch in diesem Falle die Befriedigung der Staatsnotwendigkeiten ermöglichen. Sache der neuen Regierung aber müsse es sein, sich bei der Unabhängigkeitspartei, wie überhaupt bei allen oppositionellen Fraktionen jene Sympathie zu erwirken, die für die Befriedigung der Bedürfnisse des Staates unerlässlich ist.

Im Verlaufe der Erörterung der politischen Lage wurden mancherlei andere Fragen aufgeworfen, wie zum Beispiel die Eventualität einer mäßigen Neuwahl vorerst Graf Tisza bemerkte, jeder, der einen solchen Rat erteilen wollte, müßte an dem ersten besten Vaterunserpfehl aufhören zu werden, da das Land der Neuwahl durch Neuwahlen nicht so bald wieder ausgefüllt werden dürfte. Ferner wurde in Erwägung gezogen, ob die liberale Partei schon in der nächsten Zeit eine Konferenz abhalten soll. Diese Eventualität wurde aber für den Zeitpunkt vorbehalten, in welchem die Organisation eines Ministerpräsidenten eine solche Konferenz geboten erscheinen lassen wird.

Die Ansprachen des Grafen Tisza fanden gleichwie beim ersten Anlasse nicht die ungeteilte Zustimmung aller anwesenden Parteimitglieder. Es ließen sich drei klar umrissene Richtungen unterscheiden. Die eine läuft darauf hinaus, daß die liberale Partei in die entschiedene Opposition gehe, die zweite ist identisch mit den Ansprachen Tiszas und die dritte gilt einer Zusammenfassung aller Parteien und Fraktionen, welche auf der staatsrechtlichen Grundlage eines Ausgleiches stehen, wenn die liberale Partei nicht gänzlich in die Brüche gehen soll.

Die oppositionelle Koalition.

Aus dem Kreise der Opposition verläutet heute nur so viel, daß dort in ziemlicher Uebereinstimmung für die Fortwahrung der Koalition und der Bildung einer Regierung auf dieser Grundlage plaidiert wird.

Gerüchte von der Abreise Dr. Wexlers.

Heute abends war das Gerücht verbreitet, daß Doktor Wexler in Gesellschaft des Grafen Julius Andráffy nach Wien gereist sei. Dieses Gerücht wurde bald darauf dahin restringiert, daß Dr. Wexler den Grafen Andráffy nur auf den Bahnhof begleitet habe. Tatsache ist, daß Dr. Wexler sich derzeit in Budapest befindet. Die Gerüchte, welche sich an dessen Person und an Koloman Szell knüpfen, wollen jedoch nicht verstummen. Die mitgeteilten Ausführungen bieten hinreichende Anhaltspunkte, welche über solche Gerüchte bis auf weiteres bezuimmeln ist.

Eine Unterredung mit Baron Wed.

Generalstabsoberst Freiherr v. Wed empfing heute einen Korrespondenten des Neuen Pesters Journal. Ueber diese Unterredung, welche in der morgigen Nummer des genannten Blattes veröffentlicht werden wird, erzählt Ihr Korrespondent die folgenden Mitteilungen:

Auf die Frage, was er über den Ausfall der ungarischen Wahlen und die dadurch geschaffene Situation denke, erwiderte Freiherr v. Wed.: Der Ausgang der Wahlen hat mich sehr überrascht. Ich glaube, Graf Tisza hat da, was die Annahmehypothese von Regie-

rungsmitteln betrifft, ein wenig zu liberalisiert gehandelt. Dagegen habe ich von einer ganzen Menge auf der anderen Seite gehört — Wahlmänner! Oh? — Selbstgenügsamer Baron Wed machte da eine bezeichnende Bemerkung und fuhr dann fort: „Ich halte an meiner Ansicht fest, daß die Basis der Gemeinlichkeit durch das Ergebnis der Wahlen untergraben ist und es bleiben wird. Man spricht von der wirtschaftlichen Trennung. Von allem anderen abgesehen, sollte man doch bedenken, daß für ein wirtschaftlich und ethnisch getrenntes Ungarn die Südslaven auf dem Balkan eine große Gefahr bilden würden.“

Der Korrespondent lenkte sodann die Aufmerksamkeit des Generalstabsobersten auf die Forderung der Unabhängigkeitspartei nach der Entfernung des Baron Wed von seinem Posten. Selbstgenügsamer Freiherr v. Wed erwiderte darauf: „Es ist nicht zum ernten, daß ich dem Wachen von meiner Unangenehmlichkeit begegne. Ich war nie ein Ungarfeind. Stets bin ich auch für die Interessen der Ungarn eingetreten. An dem Ausbau der Donvedarmee habe ich tätig mitgewirkt, und auch der Errichtung der Donvedartillerie bin ich fördernd zur Seite gestanden. Daß ich als Soldat meine eigenen Ansichten habe, das wird jedem Soldaten klar sein. Ich bin für eine starke einheitliche Armee und darum gegen die ungarische Kommandosprache. Wo käme man da hin? Dort würde die kroatische nachfolgen und hier die czechische, polnische u. s. w. Also nur nichts von Unangenehmlichkeit, bitte! Ich bin oft in Ungarn und begegne dort stets Vertrauten, was ich mit gleichem Vergelt. Die extremen Herren,“ schloß Freiherr v. Wed die Unterredung, „mit welchen in Verbindung zu kommen ich nicht in der Lage war, sagen es anders. Aber das ist nur eine Verleumdung der Tatsachen.“

Eine offiziöse Darlegung über die Lage.

Der halbamtliche „Magyar Nemzet“ veröffentlichte heute eine allem Anscheine nach hochoffizielle Auseinandersetzung über die Situation, welche folgenmaßen lautet:

Zunächst der durch die Wahlen geschaffenen Situation ist es jedermanns erste Pflicht daran mitzuwirken, daß die Krise mit den möglich geringsten Schwierigkeiten für das Land vorüberziehe. Dazu bietet das Verhalten der Wahlen und der in denselben sich kundgebende nationale Blüte sowohl die Möglichkeit wie die Notwendigkeit. Das Ergebnis der Wahlen ist eine Rechtserklärung derjenigen Parteien, welche sich dem Gewaltsame vom 18. November widersetzt, demnach eine Rechtfertigung der vereinigten Opposition, insofern jedoch eine Zustimmung für die eine oder die andere Fraktion besteht. Die Nation hat zwischen den Ansichten der Opposition nicht gewagt, sondern in gleicher Weise jede oppositionelle Partei unterstützt, ob dieselbe nun eine 1867er oder eine 1848er-Schattierung gewesen ist. Daraus geht offensichtlich hervor, daß hier nicht eine Entscheidung über die staatsrechtlichen Grundlagen gefällt ist, denn sonst hätte sich die Nation gegen die Dissidenten und andere Gruppen der 1867er-Parteien ebenfalls äußern müssen. Es ist natürlich, daß inmitten des allgemeinen oppositionellen Zuzuges die Unabhängigkeitspartei gestärkt ist, ebenso weil die Unabhängigkeitspartei als die größte oppositionelle Fraktion durch die Angelegenheit ihrer Masse am meisten erobert, zweitens, weil sie als die Führerin des Proletes gegen die Ereignisse am 18. November am meisten dann gewonnen mußte, als die Nation dieses Ereignis verurteilte. Auf Grund dessen, sowie geführt auf die Tatsache, daß die 1867er Parteien die numerische Majorität des neuen Abgeordnetenhauses bilden, was von niemandem bestritten werden kann, wird jedermann darüber im reinen sein und es für natürlich halten, daß auch die neue Formation auf der 1867er Grundlage verbunden ist, zum Teile wegen der sie trennenden staatsrechtlichen Nuancen und teilweise sogar wegen der persönlichen Gegenfälle. Das gerade ist aber die Aufgabe, sämtliche 1867er-Parteien zu vereinigen, die Gegenläufe zu überbrücken, welche, seien es die Parteien, seien es die einzelnen Personen, trennen. Um dies zu ermöglichen, ist es die Pflicht eines jeden Abgeordneten, der sich zu den 1867er-Prinzipien bekennt, die neue Regierung, sei es innerhalb der 1867er-Grundlage das Leitprinzip der Regierung ist. Andererseits muß die Unabhängigkeitspartei von dem Bewußtsein erfüllt sein, daß das Land zwar die Zahl ihrer Mitglieder verloren vermisst, die Majorität aber dennoch der 1867er-Grundlage gelassen hat, wodurch offensichtlich darzulegen wurde, daß nicht die von Franz Deak hergeleitete Basis, sondern die Partei vom 18. November verurteilt wurden. Daraus folgt, daß es Pflicht der Unabhängigkeitspartei ist, bei der Lösung der Krise der neuen Regierung zummindest in der Form eines Respektums an die Hand zu legen. Dieses Respektum gilt insofern, bis die neue Regierung ihr gemeinsam mit der Unabhängigkeitspartei vereinbartes Programm einleitet, das heißt, jene Fragen löst, in welchen alle Parteien übereinstimmen. Es ist nicht notwendig, auf solche Berührungspunkte im besonderen hinzuweisen. Man kennt sie ohnehin aus dem Programm der einzelnen Parteien: Die Wahlförmigkeit, die Revision der Gesetzgebung u. a. m. Auf diese Weise könnte jede Partei unter voller Aufrechterhaltung ihrer eigenen Grundzüge und ihres Standpunktes tatsächlich zur Lösung der Krise beitragen und das Land vor jeder Erschütterung oder vor dem Aufgehoben einer noch lange sich hinziehenden Krise bewahren. Die Unabhängigkeitspartei würde dadurch nicht von dem numerischen, in den Wahlen empfangenen Gewinne preisgeben, jedoch die Situation der neuen Regierung und des Landes wesentlich erleichtern, indem sie der Entwirrung die Wege weist.

Der Terrorismus bei den Wahlen.

Einen drohenden Veleg für den an vielen Orten greifbarsten Wahlerreismus bildet ein aus dem Biharer Komitat gebildetes Revolverbataillon. Im Biharer Bezirke soll zwischen dem Kandidaten der liberalen Partei Labalszgo Toth und jenem der Unabhängigkeitspartei Franz Rigó eine Entscheidung stattfinden. Da sich die Opposition diesen Bezirk unter allen Umständen sichern will, erhielt Toth gleich nach der Wahl eine Menge von Drohbriefen, in welchen er aufgefordert wurde, unbedingt von der Kandidatur zurückzutreten, da sonst sein Leben gefährdet wäre. Toth maß diesen Drohungen keine Bedeutung bei. Als er gestern mit seinem Bruder, dem Gutbesitzer Michael Toth, einem anderen Gutbesitzer Namens Adolf Schwarz, dem ehemaligen Direktor Alexander Arday im Kasino beim Kartenspiel saß, fielen

Drahterfisch. Wo sich das Lied zur Szene erweitert, die Situation neben die lyrische Empfindung tritt oder diese bloß aus jener hervordringt, sprechen Widerstandsgründe für die Herabsetzung des Drahters. Das trifft gleich für die Artifel Fels v. Villancorus zu; und so konnte es Schar C. No 3a immerhin mit dem Drahter wegen bei seinen fünf Gefängen, ganz besonders bei einem Soldatenlied gleich „Mit Trommeln und Pfeifen.“ Wahrscheinlich gilt von einer Reihe von Liedern aus „Des Anabens Wunderhorn“, die reich sind an epischen und dramatischen Zügen. Schwieriger liegt der Fall bei Wählers Liedern nach Münderschen Gedichten, deren intime lyrische Stimmung sich mindestens zu verschiedenen scheint gegen den lauten Chor der Instrumente. Wähler erzwingt hier dem Drahter seinen Platz durch eine überaus feinfühlig, poetische, tragische Wörter und Schattens meidende Behandlung. Weit über dieses die eigenartige Satztechnik dieser Lieder die Eingliederung in ein zartes lustiges Stimmengewebe in der Begleitung. Man wird fast an die Weise von Robert Franz gemahnt, eines Robert Franz mit modernem orchestralen Denken.

Diese neuen Lieder enthüllen auch einen neuen Wähler. Sein Liebtli hat sich verziert, der Wähler ist innerlich reicher geworden. Dabei hält Wähler nach wie vor die formale Liedstruktur fest, die „Wahrheit des Liedes“ — diese allerdings neue Formel für das Lied hat, nebenbei bemerkt, schon Schumann ausgeprochen — bricht nirgends die melodische Linie. Wähler ist beider Wähler. Deutlich heben sich gleich die neuen zwei Wunderhorn-Gesänge in ihrer Vertiefung von den älteren ab. „Lamburgs Fell“ wie „Revelle“ sind Soldatenlieder; für den einen Tambour liegt der Galgen aufgedreht, der andere trommelt zur gepenslichen Totenweile. Mit welcher Kunst weiß Wähler neben Volkston mit der phantastischen Schwärzung der grauenhaften Situation zu verbinden! Jüngerer, und äußerer Vorgang sind verjüngt. „Revelle“ wächst förmlich nur aus einem Trommelrhythmus hervor. Das gepensliche Bild hüßt mit drängen dem Wortwärts vorüber; auf das wiederkehrende „Tralali, tralali, tralalera“ fällt immer neues, gebrochtes, fahles, schwebendes Licht. Der Zuhörer muß mit zur entsetzlichen Revelle. Dabei ist die Verbindung in ihrer Märchencharakter ein „malerisch“; je

schöpft aus derselben Grammatik, wie der erste Satz der dritten Symphonie.

Eigentüchere intime Stimmungslinie meldet sich in den Nüchtern-Liedern. Gleich Hugo Wolf sehen wir Wähler sich rüchwärts in die Vergangenheit wenden zu einem älteren Lyriker. Vielleicht dürfen sich ebenso innere Beziehungen zwischen Wähler und Nüchtern finden lassen, wie zwischen Wolf und Mörike. Wie bei dem Dichter des „Liedesprühlings“, der „Pfeifigen Poeten“ und auch der „Weisheit des Braymannen“, mag bei Wähler das Spiel des Geistes, die Reflexion neben dem innigen Herzen stehen. Der letztere überwiegt entschieden in Gefängen, wie „Schin der Welt abgewand gekommen“ und wie die „Kindertotenlieder“. Diese Kindertotenlieder danken schmerzlicher Wirklichkeit im Leben des Dichters ihre Entstehung. Zur Weihnachtszeit des Jahres 1833 starben zwei Kinder Nüchterns an Scharlach. Da sang der Dichter seinen Schmerz in Liedern aus, und gleich in — 428 Liedern. Der Formfühler war erwacht in dem trauernden Vater. Mit glücklicher Hand hat Wähler fünf der schönsten Gedichte ausgewählt aus der überreichen Zahl, und in Töne von tiefster Herzlichkeit, dabei immer zarter, schlicht-zurückhaltender Empfindung getaucht. Hier wird keine schmerzandrückte Partei mit pathetischen Worten ausgegeben; nur das Herz trägt unerschütterlich den Trauerflor. Und fast wie die von ihrem toten Kindelein belchete Mutter in Goldschmidts „Totenbendchen“, hält der klagende Vater in Wählers Liedern mit jeder Fassung die Tränen zurück. Der Himmel ist nicht trübsal und düster; der wärmere Sonnenstrahl der Liebe bricht durch. Einzelheiten wollen wir nicht geben. Nur der poetische Wähler des letzten Liedes sei noch erwähnt, der eine verzweifelte Stimmung ergreifend mit den verhörenden Klängen eines Wiegenliedes auslösen läßt. Wähler ist ein erfolgreicher Komponist geworden in Wien, ein glücklicher Künstler. Das Wiener Publikum fühlt die schöpferische Potenz in diesem merkwürdigen Manne, aus dessen phantastischer Musikierlust sich nun erntere, edlere Momente loszurennen beginnen. Getragen von so viel Wärme, kann Wähler alle in ihm schlummernden Kräfte entfalten, sein Schönstes und Bestes geben. Seine neuen Lieder begrüßen wir als eine neuerliche bedeutungsvolle Verjüngung.

Julius Bongold.